

Frédéric Metz

DIE AUGEN DES ÖDIPUS

Eine kleine Phänomenologie der Wahrnehmung im
digitalen Zeitalter



Frédéric Metz

DIE AUGEN DES ÖDIPUS

**Eine kleine Phänomenologie der Wahrnehmung
im digitalen Zeitalter**



devians – plattform für debatte und dissens e. V., Berlin

Erste Auflage 2018

© des französischen Originals: Éditions Pontcerq, 2012

Übersetzung aus dem Französischen: Christian Ernst Weißgerber

Designkonzept: Lucas Schneider

Umschlaggrafik: Lucas Schneider

Korrekturat: Yannick Ecker, Stefan Lindemann

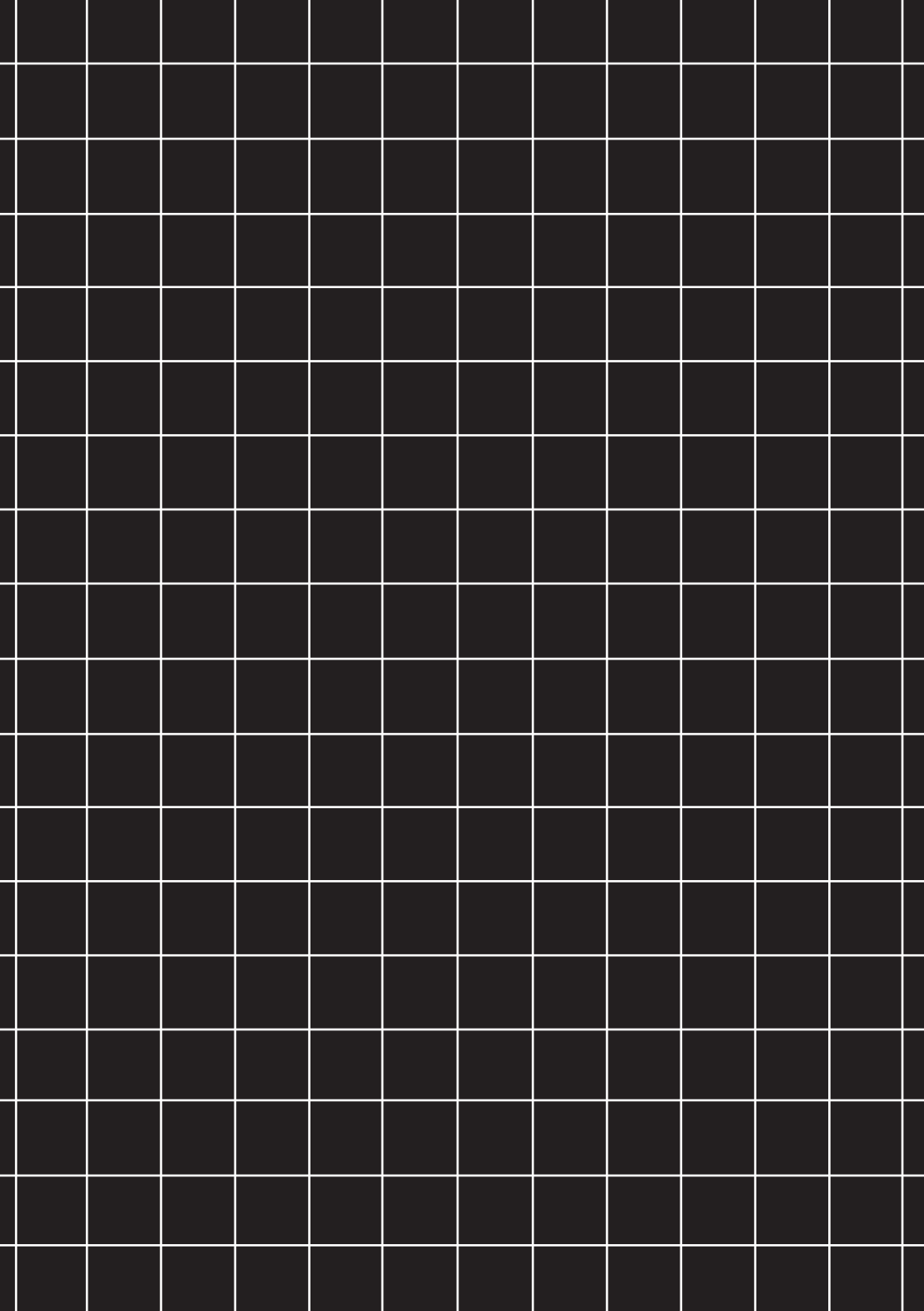
Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons BY-NC-ND 4.0 Lizenz: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Die digitale Ausgabe dieses Buchs kann unter www.devians.de kostenlos heruntergeladen werden.

ISBN 978-3-947713-00-4 (Printausgabe)

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	S. 07–11
Haupttext	S. 13–34
Nachwort	S. 35–40



VORWORT

Christian Ernst Weißgerber
Berlin, Dezember 2016

Erkenntnis und Wissen stützen sich seit Menschengedenken auf Technologien und Werkzeuge, die neue Formen des Erkennens und der Wissensproduktion ermöglichen. Die Fackel beispielsweise bildet als Prototyp aller Technologien, die es vermögen, die Dunkelheit zu erleuchten, wo unser Augenlicht versagt, einen urzeitlichen Aufklärungsapparat. Mikroskope, Röntgen- und Ultraschallgeräte sind zeitgenössische Technologien, die das Unersichtliche sichtbar machen. Ihr technologischer Fortschritt ist, im Gegensatz zum einst gemeinhin angenommenen gesellschaftlichen, faktisch existent – erst unter dem Label der Elektronisierung, jetzt unter dem der Digitalisierung. Mit den technologischen Revolutionen gehen Veränderungen im Verhältnis von Technik und Erkenntnis oder auch von Technologie und Erfahrung einher – das sogenannte digitale Zeitalter hat dabei weder Ausnahme noch Sonderstellung inne. Die Wirkmächtigkeit neuer Technologien auf Wissenschaft und Gesellschaft lässt sich einzig an ihrer Auswirkung bemessen. Das Sicht- und Sagbar- bzw. Messbar-Machen ist grundlegende Bedingung vieler soziopolitischer Veränderungen, die den Alltag unzähliger Menschen einer stillen Revolution unterziehen. Und wenngleich Wissen und Wahrnehmung nicht auf Sichtbarkeit reduziert werden dürfen, machen sie doch noch immer einen ihrer primären Bezugspunkte aus – Erkenntnis und Wissen werden weiterhin weithin als eine Verschränkung von Sicht- und Sagbarem oder eben Erkenn- und Benennbarem verstanden.

Die große Problematik des vorliegenden Essays wie seiner Übersetzung verdichtet sich daher auch im französischen Wort der *Reconnaissance*, das mit einer ambivalenten Mehrdeutigkeit beschaflen ist, die es je nach Kontext in unterschiedliche Bedeutungen gekleidet auftreten lässt: einmal als Wiedererkennen eines bereits bekannten Gegenstandes, der deshalb, wie Hegel zu sagen pflegte, nur weil er *bekannt* ist, noch lange nicht erkannt sei.¹

Reconnaissance kann jedoch auch als Begriff für eine auf wiederholtes Erfahren gestützte Form der Erkenntnis dienen, die auf einem ausgiebigen, iterativen *Kennnenlernen* basiert – um eben dieses Spannungsfeld geht es dem Autor des vorliegenden Werkes.

Aber das Wort hat weiterhin eine ethische Schlagseite in seiner Bedeutung als Anerkennung oder auch als das, vielleicht weniger philosophisch relevante, sich in Dankbarkeit erkenntlich zeigen. Beide bedürfen mithin des Vorgangs des Wieder-Erkennens.

Wie soll eine Übersetzung mit einer solchen Polyvalenz umgehen? Ohne an dieser Stelle eine begriffsgeschichtliche oder systematische Auseinandersetzung mit Erkenntnistheorien verschiedenster Couleur bieten zu wollen, kann der folgende Ausspruch als Lesehilfe dienen: Jedes Erkennen ist immer auch Wiedererkennen; Wiedererkennen einzelner Elemente, aus denen sich eine neue Erkenntnis zusammensetzt. Hierauf verweisen im Text an manchen Stellen Klammersetzungen wie (Wieder)Erkennen. »*Reconnaissance*« ist ein Kompositum; »*Connaissance*« wird häufig als Begriff für Erkenntnis, einer auf Erfahrung beruhenden Bekanntheit einer Person oder Sache, verwendet; ein*e Bekannte*r wird im Französischen mithin als *connaissance* bezeichnet. Die Höflichkeitsformel des Kennenlernens lautet daher auf Französisch beispielsweise: »C'était un plaisir de faire votre connaissance!« – »Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen!« Dies impliziert ein zumindest der äußerlichen Erscheinung gemäßes Kennen einer Person, die ich daher auf der Straße, im Büro oder der Fabrik (wieder)erkennen könnte. Vielleicht grüße ich sie, nachdem ich sie (wieder)erkannt habe; vielleicht ignoriere ich sie aber auch absichtlich, weil es mir lieber wäre, sie nie kennengelernt, sie nie gekannt zu haben. Wo man im Deutschen das »wieder« unterschlagend sagen würde: »Ich habe Dich mit dem Hut nicht erkannt.«, würde im Französischen stets »reconnaître« verwendet. Den Wiederholungscharakter signifiziert dabei das Präfix »re« bei »reconnaissance« – eben ein (Wieder)Erkennen.

Die Verschränkung des Wiedererkennens zu verschiedenen Formen der Erfahrungs- und Wissensproduktion im Kontext neuer Technologien steht im Mittelpunkt des vorliegenden Essays; Google gilt ihm als Emblem für eine sich anbahnende Krise der Wahrnehmung. Dabei ist »Google« im Originaltext durch das Anfügen eines Artikels zu einer quasi-lebendigen Entität personifiziert: Der Google, eine Monstrosität – das Ding aus dem Internet-Sumpf. Diese Perso-

nifizierung zieht sich durch den gesamten Text und verleiht Google eine allegorische Dimension. Es ist nicht die Rede vom Internetkonzern Google, Global Player und mächtige Institution im Zeitalter digitaler Informationspolitiken. Dadurch wird »Google« zugleich mehr, als es ist, und auch weniger: *Der Google*, eine Maschinerie unter anderen, die alles verschlingt, was sie assimilieren kann, Worte wie Bilder. *Der Google*, ein Sinnbild für die aufgrund neuer Technologien zunehmende Automatisierung unserer Sinne und Erfahrungen – derer, die wir gemacht haben, derjenigen, die wir noch machen werden, und vielleicht sogar all derer, die wir nicht mehr machen können werden, wenn die *Vorahnungen* des Autors vielleicht *eingetroffen sein werden*. Futur II, die vollendete Zukunft, eine grammatische Form, die, wenngleich im französischen Sprachraum deutlich gebräuchlicher als im deutschen, vom Autor sehr häufig – fast schon als Stilmittel – verwendet wird. Ebenso wie syntaktische Einschübe und die dadurch mal weniger, mal stärker verschachtelten Satzkonstruktionen. All dies dient einer Darstellung, die selbst Teil der Argumentation ist – literarische Performance.

Als der hier übersetzte Text 2011 in Frankreich erschien, befand sich die Technologie der Bilderkennung noch in einem Anfangsstadium. Seitdem gab es jedoch deutliche Fortschritte: Die Bilderkennungsfunktion von Google-Bilder funktioniert heute in der Tat – abgesehen von einigen rassistischen Aussetzern (Schwarze werden als Gorillas erkannt)² – immer besser und soll in Zukunft, ganz wie im Buch beschrieben, ein störungsfreies Erkennen der Bilder der Welt liefern. Neben Google wird diese Technologie auch von Plattformen wie Tumblr seit einigen Jahren erforscht und dient dabei derzeit der Suche nach Firmenlogos auf Profilbildern und Photos in den sozialen Netzwerken des *visual web*.³ Somit sind, wenig überraschend, vor allem die finanziellen Interessen des *web marketings* Hauptantrieb für die Entwicklung von Bilderkennungssoftware – inwieweit Geheimdienste diese Techniken bereits hollywoodgetreu gemeistert haben, ist unklar.

Aufklärung verspricht ein leicht veränderter Fokus der *Augen des Ödipus* auf die Bilderkennungs-Technologien: Denn diese technologischen Entwicklungen werden von Fragen danach begleitet, ob Maschinen überhaupt jemals zu *erkennen* vermögen werden. Eine

eminente philosophische Frage, da sie nicht nur nach den Konditionen des Menschseins und der menschlichen Erkenntnis fragt, sondern vielmehr noch das Sein der Maschine als Maschine zu ergründen versucht. Es handelt sich insofern um eine trans- bzw. posthumane Frage par excellence: Ist die Entwicklung künstlicher Intelligenz das Ende des erkennenden Menschen oder nur der Anfang von Maschinen, die selbst zu erkennen und zu denken vermögen?

Die Augen des Ödipus, ein Buch endloser Fragen und fraglicher Enden: Das Ende des Wiedererkennens, der Tragödie, des Lernens oder gar der Gewalt der Wahrnehmung – und doch ist *kein* Ende in Sicht. Das Ende ist hier kein Finale, kein infernales Armageddon, nur eine Veränderung; nicht umsonst besagt eine oft arg- und ahnungslos rezitierte Binsenweisheit, dass mit jedem Ende auch ein neuer Anfang aufwarte. Ein Buch der *großen* Thesen und der *kleinen* Beweisführung, eine *kleine* Phänomenologie der Wahrnehmung im digitalen Zeitalter eben. Doch das Kurzweilige, die essayhafte Form selbst, darf keinesfalls als bloß spielerischer Umgang mit einem derart ernsten Thema verstanden werden – Erfahrung, Erkenntnis, Wahrnehmung. Was akademisch besehen ein immens großes Themenfeld sein mag, schrumpft jenseits der Gucklöcher und Schießscharten der Aussichtsplattformen universitärer Elfenbeintürme auf alltägliche Beobachtungen und deren Analyse zusammen – die einst als Festungen der Erfahrung konzipierten Kastelle des Wissens werden heute mehr und mehr zu ihrem Gefängnis. Der vorliegende Essay kann daher auch als Echo- lot oder vielmehr als Senkblei verstanden werden, das in den Sog zukünftiger Möglichkeiten eintaucht; denn aus der Zukunft schallt kein Echo in die Gegenwart und keine Statistik kündigt von den Erfahrungen, die nicht länger gemacht werden – sie bleiben dennoch in ihrer Abwesenheit anwesend, wenngleich nur für diejenigen, die bereits wissen, wonach sie Ausschau halten müssen – »Wer Augen hat, der sehe!«

HAUPTTEXT

»[M]ag ihm das (nun) passen oder nicht, ich werde ihn mit aller Gewalt zwingen, vor Euch zu erscheinen und seinen Namen preiszugeben.« Nun läßt er sich mit größter Sorgfalt rüsten, steigt gewappnet aufs Pferd und bricht zu dem Ritter auf, der über der Betrachtung der drei Blutstropfen alles andere vergessen hatte.«¹

Chrestien de Troyes, *Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal*

»Wer seid ihr? Alle red' ich euch in Einem an ...«²

Eschyle, *Les Euménides* (Aischylos, *die Euminiden*)

Es ist weder sicher, dass wir die Macht von Google korrekt bemessen haben, noch die abrupten, einschneidenden Konsequenzen, die diese Macht bald hervorbringen wird. Die Macht von Google ist heute noch schwach und begrenzt, da sie sich bisher durch nichts anderes als die Wörter ausübt. Google nährt sich noch nicht von Bildern, selbst wenn es dort schon einige davon gibt. Google liefert, verbreitet und überträgt sie, aber es ist nicht es selbst, das sie erkennt; es ist nicht es selbst, das sie benennt. Google *sieht* noch nicht. Die Erscheinung eines unbekanntes Vogels, Bildes oder Menschen widersteht ihm noch. Es kann mir zu ihnen nichts sagen, solange ich ihm nicht ihre Namen gebe. Es will ihren Namen. Ich selbst muss ihren Namen kennen und ihm geben. Selbst Google-Bilder funktioniert eigentlich über die Namen: Es selbst erkennt nicht Joyce auf einer Photographie, die es uns von Joyce liefert. Es holt dieses, insofern wir es um ein Bild von Joyce ersuchen, nur aus seinen Schubfächern hervor, weil das Wort »Joyce« als Bildunterschrift angefügt ist oder weil die Photographie unter diesem Namen gespeichert wurde – ein noch menschliches Auge hat ihn an seiner statt erkannt.

Aber ebenso lässt sich sinnvollerweise denken, dass die Beschleunigung der Maschinenarbeit (die Perfektionierung des Materials und die Verbesserung der Berechnungsverfahren) es in einigen Jahren erlauben wird, dass Google dasselbe im Hinblick auf das Bild vollbringt, was es heute schon in Hinsicht auf das Wort vermag. Das heißt, dass die Maschine seine Recherche nicht mehr nur unter Milliarden von Wörtern, Namen und Sätzen ausführen wird, sondern unter Milliarden von Bildern von Dingen, die in Google, dieser Kopie der Welt, vorhanden sind. Dann wird die Maschine selbst dazu im Stande sein, Joyce ausgehend von einer Photographie, die man ihr von diesem gibt, zu identifizieren. Es wird ihr genügen, ein noch anonymes Bild durch Berechnung seiner Ähnlichkeiten an ein anderes in Google vorhandenes und bereits identifiziertes anzunähern. – Und es wird auf dessen Grundlage nichts weiter zu tun haben, als den Namen zu lesen. Von der Photographie ausgehend wird die Maschine den Namen preisgeben – den Namen von Joyce ebenso wie den Namen des Vogels und den Namen jedes anderen uns unbekanntes Objekts der Welt ... *Wir* werden das Bild geben

und es wird ihn wiedererkennend sagen: »Das ist Joyce.« Zurzeit birgt dies noch einige technische Probleme, nicht zuletzt wegen der Ausrichtung des Gesichts im Verhältnis zum Objektiv des Photoapparats, seinen altersbedingten Veränderungen und der Variabilität von Licht und Schatten, die auf es fallen, aber auch aufgrund der Möglichkeit des Lächelns, von Grimassen wie etwa den Verzerrungen des Gesichts beim Schluchzen. Die Masse der involvierten Berechnungen ist enorm; aber diese Probleme sind nur quantitativer Art, sie werden überwunden werden. Schon bald wird jedes Gesicht immer identifiziert werden können, unabhängig von Licht und Schatten. (Warum ist man heute so anspruchsvoll in Hinsicht auf die Normen biometrischer Passphotos – wenn nicht, um wie in diesem noch auf polizeiliche Nutzung beschränkten Falle die Recherche- und Wiedererkennungsarbeit der Maschinen zu erleichtern? Aber diese Forderungen – nicht zu lächeln, aufrecht und zentriert vor der Kamera zu verharren – werden bald überflüssig sein.)

*

Das Leben bestand aus langsam gelüfteten Rätseln; langwierigen, unzählbaren Rätseln, gelüftet eins nach dem anderen. Und mittels langwieriger, hingebungsvoller Beobachtungen, Zug um Zug, von der Erfahrung aus Erkenntnis stiftend – fragmentiert, fragil, skizzenhaft, vorläufig, aber immerhin eine langsam fabrizierte Erkenntnis. Kant schrieb, als er sich fragte, was Erkennen eigentlich sei, dass *all unsere Erkenntnis mit der Erfahrung beginne*.³ Dies ist heute noch genauso wahr. Schon bald jedoch wird alles mit der Erkenntnis beginnen.

Etwas, das unsere Maschinen (dank der Ausweitung Googles und ihrer Verbindung mit »ihm«) schon bald möglich machen: Ich begegne auf der Straße einer mir unbekanntem Person; ich mache ein Photo von ihr, unauffällig geschossen – oder auch nicht –, mittels eines sehr klein gewordenen Photoapparates; ich frage die Maschine danach (oder besser noch: die Maschine macht sich gleich automatisch daran), die Identität dieser Person herauszufinden. Dies wird folgendermaßen funktionieren: Sofern eine Photographie dieser Person bei Google existiert, findet die zum Vergleich der Bilder

und zum Abgleichen von Ähnlichkeiten unter ihnen fähig gewordene Maschine diese; wenn es dort zu der von Google gefundenen Photographie der Person einen Namen gibt, habe ich ihren Namen; es wird also das Google der Wörter sein, das gute alte Google, das schon heute existiert, welches mir ausgehend vom Namen *alles* über die Person offenbart. Alles, das soll hier heißen: all das, was diese Person fahrlässig liegen ließ und noch liegen lassen wird, Wörter und andere Bilder, im Feld von Google – aber ebenso alles, was die anderen über sie preisgegeben haben und noch preisgegeben werden, absichtlich in es hineingeworfen oder nicht, fahrlässig oder nicht.

Bei dem, was wir hier beschreiben, müssen zwei Ebenen unterschieden werden: 1) die *Wiedererkennungs-Benennung*, die vom Realen oder vom Bild des Realen zum Namen führt und 2) die *Auskunft*, die vom Namen wieder zum Realen oder einem Bild des Realen zurückgeht. Diese zweite Ebene, die Auskunft, existiert bereits (durch das Google der Namen). Das, was heute fehlt, um das Ganze funktionieren zu lassen, ist die erste Ebene: das Erkennen der Dinge der Welt durch die Maschine, welches derzeit zwar noch nicht existiert, von dem man sich aber durchaus vorstellen kann, dass es schon sehr bald möglich sein wird. Freilich wird die Maschine die Welt niemals anders denn als ein analog-digitalisiertes Objekt erkennen können. Aber genau genommen ist Google die ungeheure Digitalisierung der Dinge der Welt. Früher oder später wird Google die Welt in digitalisierter Form in sich schließen. Und die Maschine wird, ausgehend von Googles kolossalem Speicher an Bildern und mit diesem verbunden, fähig werden, wiederzuerkennen und zu benennen. Die Suchmaschine, die Google ist, wird eine *Benennungsmaschine* werden, sobald sie damit beginnt, tatsächlich auf Grundlage von Bildern zu funktionieren, sie miteinander zu vergleichen, ihre Ähnlichkeiten untereinander statistisch zu bestätigen und sie somit wiederzuerkennen.

Das Problem ist also nicht, wie man es hier und dort – ja überall – geschrieben sieht, die Virtualisierung: sprich die Existenz von imaginären, parallelen, losgelösten Welten ... Vielleicht wird es sogar niemals wirklich mehr als die eine einzige wirkliche Welt geben. Das tatsächliche Problem? Nicht die Emergenz anderer Welten,

virtuell und parallel zur ersten, von dieser abgeleitet und abgelöst – sondern die Möglichkeit des Wiedererkennens dieser Welt *hier*, der realen Welt durch die Maschinen. Denn im Realen, in der realen Welt, in dieser Welt hier, in unserer Welt und nicht in irgendeiner Parallelwelt, werden sich die Konsequenzen dieses Wiedererkennens niederschlagen.

*

Auf Flughäfen scheinen die Maschinen bereits selbst die Identitätskontrollen vorzunehmen, das soll heißen: Sie sind fähig, die Photographie eines Gesichtes und das Gesicht dieser Photographie zu vergleichen und dann »Ja« oder »Nein« zu sagen, je nachdem, ob er oder sie es ist oder nicht. Nun ist eine Identifikation für eine Maschine genaugenommen nie mehr als eine Sukzession von Vergleichen, Element für Element – nie mehr als eine abschließende Zustimmung: »das ist sie«, »ja, da ist er«. Wer Element für Element vergleichen kann, kann ergründen. Selbst wenn dies Zeit kostet. Und faktisch ist es von einer informationstechnischen Perspektive aus nicht mehr als eine Frage der Zeit und der Suchgeschwindigkeit. Um bei dieser Recherche etwas Zeit zu gewinnen und um nicht ein Bild nach dem anderen bis zum letzten vergleichen zu müssen, um also nicht ausgehend von einer Photographie das Verzeichnis aller Menschen durchscrollen zu müssen und sich dem dummen Zufall auszuliefern, erst am Ende der durchsuchten Liste auf das richtige Gesicht zu stoßen, gilt es, die Gesichter *auszulesen*: Kriterien und Methoden für die kolossale Auslese der menschlichen Köpfe zu erfinden. Dies gilt gleichermaßen jenseits von Gesichtern für alles In-der-Welt-Seiende. Denn das (Wieder)Erkennen durch die Maschine ist blind. Sie geht außerhalb eines unbeabsichtigten, lebenden, instantanen Gedächtnisses vor sich, außerhalb der Erfahrung; sie wird niemals etwas anderes sein als das In-Beziehung-Setzen von zwei Bildern, von denen vergleichend Element für Element statistisch beurteilt wird, ob sie sich »entsprechen«, ob sie das Bild desselben sind. Berechnung der Ähnlichkeit, Gegenüberstellung von Merkmalen, Winkeln und Ebenen: Das Wiedererkennen der Maschine ist also durchaus strapaziös; aber es reicht aus,

dass die Maschine ihre kleinen Strapazen in einer astronomischen Geschwindigkeit ausführt, um in einigen Jahren trotz allem besser und mit mehr Sicherheit als wir fähig zu sein, die Gesichtszüge unserer eigenen Mutter auf einem Bild wiederzuerkennen.

*

Wir sprechen *hier* nicht von polizeilicher Nutzung – auch nicht von der Zerschlagung jeglicher Möglichkeit auf Klandestinität. Auch sprechen wir *hier* weder von der Angst davor, dass die Maschinen die Macht übernehmen würden (auch nicht von der Angst um unsere »Freiheit«), noch von der Angst vor allwissend und übermächtig gewordenen Polizei- und Sicherheitsbehörden. Viel eher sprechen wir von einer Revolution des Alltags und des Lebens – kolossal und zugleich vollkommen simpel. Eine radikale Veränderung dessen, was es bald bedeutet, z. B. auf der Straße zu laufen und eine unbekannte Person anzusprechen; einen sich in einer Hecke aufplustenden Vogel zu beobachten und, während man vorbeigeht, seinen Zorn zu vernehmen; die Melodie eines Liedes im Ohr zu haben, an dessen Titel man sich nicht erinnern kann, sechs verschüttete Noten, die wieder aufgestiegen sind und sich nun stur im Gehörgang festgesetzt haben; oder von Weitem einen orangefarbenen Klecks aufkommen, ja, sich förmlich entzünden zu sehen, den ein Kleid in den Fluten des Gedränges bildet.

Wir sprechen vom endgültigen Verschwinden der *ursprünglich unbekannt* Dinge.

Zu jeder Person, noch bevor sie irgendetwas gesagt hat, obgleich Ihr sie niemals beobachtet, nie gesehen habt, wird Ihnen Ihr Computer – nicht viel größer als ein Telefon, ist er bereits Ihr Telefon – das Alter, die Geschichte, die Herkunft, den Lebenslauf und einige hundert hier und da aufgenommene Photographien geben (hierin sind vielleicht auch diejenigen Photographien enthalten, in der die Person nur eine zweite, ungewollte Ebene bildet, aber von der aus Google die Fähigkeit, sie wiederzuerkennen, erhalten wird). Es wird Ihnen alles (sagen wir: sehr viel) von ihr sagen. Und dies gilt nicht nur für das Wiedererkennen von Personen. Auch das Wiedererkennen des unbekannt

Gemäldes oder der Melodie. Die Maschine wird fähig sein, mir den Namen von allem zu geben, was mir erscheint. Sie erkennt und benennt alles, was ich sehe. Dies ist das ohne Vermittlung gegebene Wissen – ohne ihm vorausgehende Erfahrung und ohne Leben; das Wissen, das nicht aus der Vergangenheit kommt; das Wissen, das keine Vergangenheit, aber eine wiederanfangende und immer wieder angefangene Gegenwart hat.⁴ Die Maschine greift stets meinem Bewusstsein und meinem Begehren, zu wissen, voraus. Wo werde ich das Begehren, zu lernen oder etwas kennenzulernen, finden, wenn mir meine Maschine im Voraus über alles von sich aus immer schon alles berichtet?⁵ Das ist das Ende des Lernens. Das Ende des Erstaunens wie des Erstauntseins. Es ist das Ende der Unruhe.

*

Die Erfindung Googles verfolgt ohne Zweifel in einem ungeahnten Maße diese »Befreiung des Gedächtnisses«, die mit Schrift und Büchern begonnen wurde und mit der sich Leroi-Gourhan als erster 1965 in *Hand und Wort* beschäftigte. Mit der Erfindung des Buches findet in der Tat eine Exteriorisierung des Gedächtnisses in gleicher Weise statt, wie bereits zu Beginn der Menschheitsgeschichte eine Exteriorisierung der Hand in das Werkzeug stattgefunden hatte. Trotzdem wurde, wie Leroi-Gourhan klarstellt, solange das Buch auf eine lineare, kontinuierliche und vollständige Weise gelesen werden musste, die fundamentale Erfahrung des Erkennens noch nicht zersplittert. Das Aufkommen von Schrift und Buch als »lineare[r] Notation des Denkens«⁶ unterbrach zunächst die angestammten Bewegungsabläufe nicht, denn »die Schriften bleiben allenthalben noch kompakte Folgen, die durch Siglen und Randbemerkungen rhythmisiert werden, an denen der Leser sich dann in der Art eines primitiven Jägers orientiert, d. h. eher entlang einer Bahn als auf einer Ebene.«⁷ Das individuelle Gedächtnis, ebenso die Wahrnehmung, bleiben im Inneren des Buches beansprucht, wie sie es im Waldesinneren oder den Ebenen der Steppe waren: nach und nach voranschreitend und erspürend; sich an der Sonderbarkeit eines Baumes orientierend; am Gefälle des Erdreiches; Schritt für Schritt; dicht am Boden. »Die Umwandlung der Wortfolge

in ein System von Orientierungsfeldern ist noch nicht erfolgt.«⁸ Und so ist es noch immer das Gedächtnis eines Einzelnen, ein lebendiges Gedächtnis, das Gedächtnis des Vorübergegangenen, das von der Linearität des Buches beansprucht wird: »Der Stoff der antiken und mittelalterlichen Handschriften besteht aus Texten, die dazu bestimmt sind, vom Leser auf Lebenszeit in sein Gedächtnis aufgenommen zu werden«⁹ – auf *Lebenszeit*. Leroi-Gourhan sieht wohl, dass mit der Erfindung von »Inhaltsverzeichnis«¹⁰, »[a]lphabetische[m] Register am Ende des Bandes«¹¹ sowie »Lochkarten«¹² das Drama beginnt beziehungsweise die Tragödie endet: weil »Auge und Geist nicht [länger] gezwungen sind, dem geraden Linienlauf der Schrift zu folgen«¹³. Das Inhaltsverzeichnis ist geradezu ein »Mythogramm«¹⁴: »die Inhaltsübersicht [enthält] keine Elemente der Syntax mehr, sondern freie Wörter, aus denen der Leser seine Information zusammensetzt.«¹⁵ Nun ist Google im Grunde genommen nichts anderes als ein Gesamtinhaltsverzeichnis des gesamten menschlichen Wissens – und es hat die Geschwindigkeit und Unmittelbarkeit eines einschlagenden Blitzes. Google ist die Fortsetzung eben dieser mythogramatischen Suche. Es ist Denken ohne Syntax, ohne Kontinuität, ohne Erzählung, Denken jenseits der Linie: ein Wortgewühl, befreit von Sätzen, flottierend, blind, aufeinanderprallend, atomar – Google wird aber dennoch eins nach dem anderen herausfischen, ohne Fehler, ohne auch nur eines zu vergessen, und ebenso zielsicher und schnell wie ein Blitzschlag. Von jenem Moment an, da das Inhaltsverzeichnis erstmals aufkommt, müsse, so sagt Leroi-Gourhan, »die Arbeit der Orientierung im Geschriebenen [...] von außen erfolgen.«¹⁶ Die bibliographische Lochkarte der ersten Bibliotheken war »ein tatsächlicher, externalisierter Zerebralkortex«¹⁷; und von diesem Punkt aus betrachtet, ist Google nichts anderes als die ungeheure und instantane Fortsetzung dessen, was jene bibliographischen Lochkarten einst waren: die hundert aus Holz gefertigten Schubladen, schier endlos, spärlich beleuchtet, geordnet, und die Milliarden von Lochkarten, die in ihnen untergebracht waren. Der Hand nachfolgend begann das individuelle Gedächtnis mithin mittels der ersten Verzeichnisse auf der Rückseite von Büchern, danach mit Lochkarten, seine »schrittweise Exteriorisierung«¹⁸. Google praktiziert in dieser Hinsicht nichts an-

deres, als diese Exteriorisierung weiterzuführen; aber mit einer solchen Radikalität und Wirkmächtigkeit, dass es sie vielleicht schon bald *vollendet* haben wird. Es realisiert die von Leroi-Gourhan gewagte Prognose des Entstehens von »Maschinen [...], die sich an alles erinnern«¹⁹. Zugleich merkt Leroi-Gourhan angesichts dieser Lochkarten an, dass es sich um ein »Maschinengedächtnis«²⁰ handle; »ein Gedächtnis im strengen Sinne [...], eines, das nicht über die Mittel zur eigenen Vergegenwärtigung verfügt.«²¹ Es ist daher auch eine Erkenntnis ohne Erzählung und ohne Erfahrung – eine Erkenntnis der unterbrochenen Linearität. Es ist eine Erkenntnis, die nicht mehr dem Magma der Wahrnehmung entrissen wird, noch geht sie langsam aus ihr hervor – eine Erkenntnis der Gegenüberstellung und der Auslese, gegeben in einem Chock.²²

✱

Aristoteles sagt, dass die der Tragödie eigene Wirkung grundsätzlich auf dem entscheidenden Problem des Wiedererkennens beruht. Dieses wird in Zukunft keiner möglichen Verzögerung mehr ausgeliefert sein – keiner Dysfunktion und keinem Hindernis. Mit dem künftigen Google wird das Problem des Wiedererkennens (auf)gelöst.

Das ist das Ende der Tragödie.

Elektra war sich trotz der auf dem Grab niedergelegten Haarlocke nicht sicher, den aus dem Exil zurückgekehrten Bruder wiederzuerkennen: »*Du bist Orestes? Ihn begrüße ich in dir?*«²³ (Choephoren) Athene selbst, obwohl Göttin, konnte in ihrem Tempel zunächst weder den sterblichen Orestes noch die göttlichen Erinnyen wiedererkennen. »*Wer seid ihr? Alle red' ich euch in Einem an, / Ihn, der an meinem Bilde sitzt, den Fremdling dort, / Und euch, vergleichbar keinem, was geboren ist.*«²⁴ (Die Eumeniden) Das künftige Google markiert das Ende der Fremden wie das Ende der Kreaturen, die keinem vergleichbar sind, was geboren ist.

Nun ist Aristoteles aber der Ansicht, dass »*sich gerade aus solchen Wiedererkennungen das Unglück und das Glück*«²⁵ ergeben. Das Wiedererkennen ist der »*Umschlag von Unkenntnis in Kenntnis,*

mit der Folge, daß Freundschaft oder Feindschaft eintritt, je nachdem die Beteiligten zu Glück oder Unglück bestimmt sind.«²⁶ Und er fügt an, dass in der Tragödie »[d]ie schönste Wiedererkennung aber ist, wenn immer sie zusammen mit Peripetien entsteht, wie im Ödipus.«²⁷ Was werden die Schicksalswenden sein, wenn alles von vornherein immer schon bekannt sein wird? Wo werden all die Freundschaft und Feindschaft bleiben, die das (Wieder)Erkennen gemäß Aristoteles zu produzieren im Stande war? Vor jeder Wahrnehmung werden wir bereits alles wissen – bevor wir irgendetwas beobachtet oder liebgewonnen haben. Wir werden alle in Sicherheit gebracht worden sein – außer Reichweite jeder Tragödie und jeglichen Abenteuers; wie auch außer Reichweite jeglicher Wahrnehmung.²⁸

Und es ist, nebenbei erwähnt, auch das Ende der Komödie und von Verkleidungen, Verwandlungen und Masken. Zeus, Amphytrion, Sosia etc.²⁹

*

Zuvor haben wir gesagt, dass es das ohne Vermittlung gegebene Wissen sein wird – das Wissen ohne Erfahrung, die ihm vorausgeht. Ein ungeheuer schnelles und bequemes Wissen, wie ein mit der Flugbahn eines Pfeiles auf der Haut eines Tieres oder einer unbekanntes Blume landender Name ... Trotzdem auch ein ungeheuer schwerfälliges Wissen: Es belastet jäh meine Sicht; es lädt mir seine ganze Last auf ... Da ist das künftige Wissen und belastet die ganze Welt mit all seinen Wörtern. Das Wissen, das jedes mir erscheinende Ding unter seinem Namen fixiert, es dort verankert, jedes Ding, das mir erscheint, mit der Bürde seines Namens belädt. Und diese Wörter und diese Namen, ich bin verdammt, sie alle zu kennen, ohne sie gelernt zu haben. Vielleicht werden all diese Namen und Wörter für mich also weniger Namen und Wörter als einfache *Kodes*. Sie sind äußerlich und fremd, wie die *Kodes* es sind. Sie geben Zugriff auf das Ding, identifizieren es besser als die Wörter, aber sie »geben« es nicht. Sie binden mich nicht mehr an es, wie es ein richtiger Name tun konnte – ein Name, der gelehrt, verstanden, wiederholt, gelernt wurde; verschütteter Name. Die *Kodes*

fallen auf die Seite der Dinge, auch sie sind Dinge. Sie sind nur Dinge und lassen mich also alleine, auf meiner Seite, von ihnen abgeschnitten und ohne Begehren nach ihnen.

Der Name der Blume vor Google – dieser Name war einer von jenen, die zeitraubend und penibel gelernt wurden, die mittels einer Lehre oder einer Lektion fröhlich oder trübselig empfangen wurden; oder er war von diesen verankerten Wörtern das am tiefsten verschüttete unter den seit der Kindheit zu allererst im Hain gelernten Wörtern, die wie sonore Massen funktionierten, adrett, rauschend, freudig wie auch die Zeichen – der Name der Blume vor Google, woher auch immer er kam, hatte etwas von dem Kopf einer Hummel, der in ihr versinkt. Der Name drang in die Blume ein. Er wurde ein Teil von ihr, machte sich zu einem Teil ihrer Form oder ihrer Farbe, einem Teil ihrer Gestalt, einer Nuance ihres Duftes. Dieser, der Kode, ist ihr nur auferlegt, er versinkt nicht in ihr, dringt nicht in sie ein, berührt sie nicht einmal. Die Aura der Blume wie jedes anderen Wesens kam nur von dieser Langsamkeit, mit der sie sich gegeben hatte, mir gegeben worden war – sie und ihr Name ... Die Blume war mit all den durch die zeitaufwendige Erkenntnis angesammelten Erinnerungen – Erfahrung – beladen, die aus der Nähe von ihr gemacht worden waren. Das ist die Aura eines Dings – diese Last der Vergangenheit. In diesem Sinne wird Google die Zerstörung jeglicher Aura, jeder Erfahrung – und jeder Kindheit.³⁰

*

Das künftige Google wird die Aura der Welt zu zerstören kommen. Denn es ist ein auferlegtes Gedächtnis, extern, instantan, immer willentlich und zur Exaktheit verurteilt – Fehler eingeschlossen. Die Aura eines der Wahrnehmung dargebotenen Gegenstandes war im Gegensatz dazu die Gesamtheit der Bilder der Vergangenheit, die, plötzlich aus dem unwillentlichen Gedächtnis hervorgebrochen, dazu tendierten, »sich um einen Gegenstand der Anschauung zu gruppieren«³¹. Sie war diese sedimentierte Erfahrung über ein allmählich erkanntes Objekt; sie ließ sich auf ihm nieder, kranzförmig um es herum. Aber was genau bleibt von einem unwillentlichen Gedächtnis übrig, das einem Wesen der Welt anhängt, wenn dieses

Wesen bereits *erkannt* ist, bevor es *betrachtet* wurde? Der Fluch Googles besteht darin, zu schnell vorzugehen, d. h. ganz einfach schneller als wir selbst: Es lässt dem unwillentlichen Gedächtnis nicht die Zeit, seine Knoten zu knüpfen. Nun ist dieses aber langsam und seine Knoten sind ausgedehnte, allmählich vollendete Verwicklungen. Bei ihnen dringt die Zeit, die das Verknoten benötigt, durch genau denselben Knoten in das Geknotete hinein. Google verurteilt, ungeduldig, zum willentlichen Gedächtnis – zum unmittelbaren Wissen, brüsk, exakt, initial.

Indem sie ihre Aura verlieren, verlieren die Dinge auch die Fähigkeit, »den Blick aufzuschlagen«³², die sie einst besaßen. Wir werden ihnen nicht mehr die Zeit gewähren, den Blick zu erwidern, den wir auf sie werfen. Wir werden sie stets mit einem Zeichen (einem exakten Namen) durchbohren, wie die Körper der Schmetterlinge auf dem Brett, noch bevor sie die Zeit gehabt hätten, ihre Augen wieder auf uns zu richten. Das Reale, von den Namen überdeckt ebenso wie durchdrungen – von einfachen Codes –, wird stumm sein und ohne Augen. Und wenn es Augen hat, werden diese Augen ohne Blick sein.

*

Walter Benjamin hatte eine solche Krise der Wahrnehmung bereits für die Mitte des 19. Jahrhunderts festgestellt und Baudelaire war ihm zufolge der Poet dieser Krise. Das heutige Google scheint diese Krise ohne Möglichkeit auf Rückkehr vollends auf die Spitze getrieben zu haben. Wer Benjamin in seinem Urteil über die Moderne überzogen fand, wird seine Lektüre revidieren müssen, sobald das Google, welches sich gerade errichtet, gekommen sein wird; dasjenige, das benennt. Und wer Benjamin damals nicht verstanden hat, wird ihn schlagartig verstehen.³³ »Baudelaire beschreibt Augen, von denen man sagen möchte, dass ihnen das Vermögen zu blicken verlorengegangen ist.«³⁴ Es ist die große Stadt, die Menschenmasse, die Benjamin zufolge diese Krise der Wahrnehmung verursachte: »Daß das Auge des Großstadtmenschen mit Sicherungsfunktionen überlastet ist, leuchtet ein. [...] Der sichernde Blick enträt der träumerischen Verlorenheit an die Ferne.«³⁵ Wenn Google

gediehen sein wird, ist es einer anderen Überlast (einer Überlast des exakten und willentlichen Wissens) anzulasten, der unser Blick, ein zweites Mal, wird erliegen müssen. Aber das Resultat wird exakt dasselbe sein: »Augen, von denen man sagen möchte, dass ihnen das Vermögen zu blicken verlorengegangen ist«; und eine Erfahrung, die eine »unwirtliche, blendende«³⁶ geworden ist.

Von diesem Zeitpunkt an wird es von der Welt vor Google zu der mit Google denselben Unterschied geben wie denjenigen, den Benjamin zwischen dem Gemälde (Realität, an der sich kein Auge jemals satt sehen kann) und der Photographie (die sättigt) festgestellt hat.³⁷

*

Die Welt mit Google wird eine gesättigte Wahrnehmung erzeugen; immer schon beendet, bevor sie überhaupt begonnen wurde; immer schon zufrieden; ohne Begehren; immer schon fertig; ohne Gewalt. Die Gewalt der Wahrnehmung bestand, wenn man Merleau-Ponty hierbei Glauben schenkt, genau im Aufschub und dem Zaudern, dem jedes Ding durch sie überlassen worden war; in der Unsicherheit, der jedes Ding ausgeliefert war – der Möglichkeit von Relegation, Redigierung und Reevaluation schutzlos überlassen ... Es konnte dort erst Erkenntnis geben, dann Wiedererkennen. Das Bewusstsein war immer dabei, sich von Neuem abzugleichen, sich zu verifizieren, sich neu herzustellen. Und nur um diesen Preis gab es für es »Andere«, nur um diesen Preis gab es für es »Dinge«: *»Und ebenso ziele ich, wenn ich sage, ich kenne jemanden oder ich liebe ihn, jenseits aller seiner Eigenschaften auf einen unerschöpflichen Grund des Seins, der eines Tages das Bild sprengen könnte, das ich mir von ihm machte; um diesen Preis nur gibt es für uns ›Dinge‹ und ›Andere‹, nicht aufgrund einer Illusion, sondern aufgrund eines gewaltsamen Aktes, der eben die Wahrnehmung selbst ist.«*³⁸

Mit dem neuen Google wird es diese »Anderen« nicht länger geben, ebenso wenig wie diese »Dinge«. Google löscht die Gewalt der Wahrnehmung aus.

*

Eine Variante (ein wenig spektakulärer): Es wäre gleichermaßen möglich, dass all dieses Wiedererkennen in einer noch viel einfacheren Art vor sich gehen würde, dies aber hinge von einer politischen und gesetzlichen Entscheidung ab. Wenn wir uns bereit erklären würden, einen Transceiver, einen Sende-Empfänger bei uns zu tragen (unsere Mobiltelefone sind bereits solche Transceiver), der unsere Anwesenheit allen in der Umgebung Anwesenden anzeigen würde (d. h. allen mit ähnlichen Apparaten Ausgestatteten in unserer Umgebung), die umgekehrt auch über die Anwesenheit anderer informiert würden. Derart in der U-Bahn sitzend, hätten Sie von allen in Ihrer Umgebung Anwesenden die Namen – und mit den Namen alles, was das Google der Wörter (die Auskunft³⁹) Ihnen wird geben wollen. Mit derartigen Sensoren wird man Ihnen, insofern Sie diese Funktion eingeschaltet haben, ebenso jede Ihnen bekannte Person (d. h. jede Person Ihres Notizbuches, Ihrer Freundes- oder Kontaktliste) in einem Umkreis von x Metern anzeigen (x ist ein von Ihnen selbst einzustellender Parameter, der bestimmt, was Sie entscheiden werden, »Umgebung« zu nennen). Oder aber, Sie werden einstellen können, dass Ihr Computer Ihnen mittels Vibration, Blinken oder Klingeln jede Anwesenheit in der Umgebung anzeigt, die einem solchen Profil entspricht und für Sie möglicherweise, aus welchen Gründen auch immer, von Interesse sein könnte.⁴⁰ Das Leben war einst aus Zufällen gemacht.

Dies also wäre (nach demjenigen der Tragödie, der Komödie und der Erfahrung) auch das Ende des Zufalls.

Diese Variante ist ein wenig spektakulärer, weil sie ein technisches Gadget und eine politische Entscheidung voraussetzt. Aber sie ändert nichts an dem, was bereits den Grundton angibt, die grundlegende Tatsache: die zukünftige Erkenntnis der Dinge durch Google, von der wir hier sprechen.

*

Ein Ding erscheint und, wenn ich es kenne, sage ich seinen Namen – aber so wie man den Namen einer Person sagt, die man grüßt. Diese (Be)Nennung gibt mir das Ding.

In der Genesis (be)nennt Adam allein die Tiere und Vögel, die Gott vor seinen Augen vorbeiziehen lässt. Hallo! Hase! Bär! Zilpzalp! Sei begrüßt!

Von nun an wird ein Ding erscheinen – und nicht länger bin ich es, der seinen Namen sagen wird.

Nun war aber das Sagen des Namens des Dinges, als es mir erschien, die Art und Weise zu zeigen (und zu bezeugen), dass dieses Ding Gnade vor meinen Augen fand: »[D]enn du hast Gnade vor meinen Augen gefunden, und ich kenne dich mit Namen.«⁴¹

Das Sagen des Namens des Dinges, als es mir erschien, war ebenso die Art und Weise, es mir anzueignen – aber in einem Besitz, der durch das Wort versiegelt war und eingeschlossen in die Aura einer wirklichen Erfahrung. Denn noch war ich selbst es, der (be)nannte. Es war dem Dinge zu sagen: »Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!«⁴²

Und es war dem Dinge zu sagen: Hallo! Ich sehe Dich! Ding! Sei begrüßt!

Und somit schmiedete man also einen Bund mit ihm für die Vergangenheit und die Zukunft, jenseits aller Zeiten.

*

Leroi-Gourhan zeichnet in *Hand und Wort* nicht das pessimistische Portrait einer zum Unheil verurteilten menschlichen Evolution. Im Gegenteil beginnt er damit, auf der »Disponibilität«, der Verfügbarkeit, zu insistieren, in denen die Äußerungen der Hand und dann des Gedächtnisses zunächst den Menschen und den Körper des Menschen ausgespart haben – im Gegensatz zu den Tierarten, die zur Spezialisierung in ihren Körpern verdammt sind.⁴³ Folglich wäre »jene einzigartige Fähigkeit des Menschen, sein Gedächtnis aus sich heraus in den sozialen Organismus zu verlegen«⁴⁴, wie das Werkzeug für die Hand, das sie von der Spezialisierung befreit und somit für andere Dinge verfügbar hält, eine Art und Weise gewesen, das Gedächtnis des Menschen für andere Dinge verfügbar und offen zu halten ... Dennoch fand sich die Hand auf jener der Evolution

der Werkzeuge nachfolgenden Stufe zu völliger Regression verdammt: Ab dem Moment aber, in dem sie nichts mehr beizutragen hat, nicht einmal mehr (wie noch auf der vorhergehenden Stufe) indirekt ihren »motorischen Antrieb«⁴⁵, begnügt sie sich also damit, einen motorischen – überdies eventuell programmierten – Prozess auszulösen; dies ist jedoch mitnichten die sich fortsetzende Befreiung der Hand, es ist ihre einsetzende Regression. Denn auf der letzten Stufe der Evolution der Werkzeuge entfielen in der Tat die Vorteile allein auf die Spezies selbst: Das Individuum bezahlt diesen Fortschritt mit fragmentierter, für die Erfahrung undurchdringlicher Arbeit – und diese ist zumal die Negation seiner Hand, also: seiner Humanität.

Nun erscheint es legitim, sich zu fragen, ob der Übergang zu einem wiedererkennenden und (be)nennenden Google nicht demjenigen Stadium der Evolution ähnelt, in dem das Gedächtnis, nachdem es durch seine Exteriorisierung in den sozialen Körper, z. B. in Bücher, verfügbar gehalten wurde, nun seinerseits der Hand nachfolgend seine unerbittliche Regression antritt. Wie in der Fabrik wären die Gewinne nur noch die der Spezies, das Unglück aber ganz allein das des Individuums; »die Möglichkeiten der Gegenüberstellung und des Vergleichs und damit der Befreiung des Individuums beruhen auf einem virtuellen Gedächtnis, dessen [ganzer] Inhalt der Gesellschaft gehört«⁴⁶.

Insofern stoßen wir an dieser Stelle *für das Gedächtnis* erneut auf die sorgenvollen Überlegungen, die Leroi-Gourhan 1965 *für die Hand* vernehmbar gemacht hat. Und in der Tat, was wird aus dem Menschen, »wenn seine Exteriorisierung abgeschlossen sein wird«⁴⁷ und sein Körper nichts als eine nutzlose Last sein wird, lästig und antiquiert? »[O]b der Mensch noch eine andere Bestimmung hat als die, Schöpfer einer übermenschlichen Maschinerie zu sein?«⁴⁸ So lautete die Frage, die Leroi-Gourhan mit Blick auf die Hand stellt. Dieser parallel folgt unsere für das Gedächtnis geltende Frage: Was wird vom Körper des Menschen bleiben, wenn nach der Arbeit, also dem Einwirken auf die Welt, die Wahrnehmung der Welt selbst nebst dem Gedächtnis der Vergangenheit exteriorisiert, den Robotern delegiert und überlassen werden wird?

*

»Nachdem er gekommen und ergriffen worden war, erkannte er, eben als er geopfert werden sollte, seine Schwester wieder«. ⁴⁹ In seiner Poetik analysiert Aristoteles aufmerksam die verschiedenen Formen des (Wieder)Erkennens, insbesondere von Personen: »Da die Wiedererkennung Wiedererkennung von Personen ist, bezieht sie sich bald nur auf die Person im Verhältnis zu anderen (wenn nämlich offenkundig ist, wer die eine Person ist), bald müssen beide Personen sich gegenseitig wiedererkennen – wie z. B. Iphigenie«. ⁵⁰ Google ist also auch das Ende scheiternder Wiedererkennungen. Zum Beispiel auf der Straße sein und jemanden in der Menge zu erkennen glauben – das Herz springt ... Man glaubte, diese uns gut bekannte oder geliebte Person zu sehen, angeschwemmt im Schwall einer Menschenmenge ... Sie war es doch nicht, nur jemand, der ihr ähnlich sah. ⁵¹ Und trotzdem folgt man ihr noch immer, möchte unbedingt wissen, was hat an dieser unbekanntem Person derart *ähnlich sein* können. Man folgt ihr und schaut. Man überholt sie und wendet sich um ... Aber was wird »ähneln« noch heißen, wenn alles von vornherein unterschieden und benannt sein wird? Und der Blick, der sich täuscht, sich täuschen lässt, strömt auf ein Gesicht aus und lässt sich wegtragen, bezirzen, von einem bereits anderswo erblickten Merkmal – wohin wird er noch strömen können, wenn alles Erscheinende von vornherein benannt, bekannt, beschlossen ist, wenn es von vornherein beendet ist, sich mit allen Namen und Wörtern bedeckend? Was wird »sehen« noch bedeuten, wenn die Wahrnehmung immer schon auf Zeichen und exakte Namen reduziert sein wird – auf Kodes? Wohin wird sie versunken sein werden, »diese aller Erkenntnis vorausliegende Welt, von der alle Erkenntnis spricht«? ⁵²

*

»Es ist nun offenbar, dass auch die Lösung der Mythen aus dem Mythos selbst sich ergeben muss, und nicht durch die Maschine«. ⁵³ Aristoteles fügt dieser ersten Bemerkung noch in Hinsicht auf die Kunst des Dramaturgen an: »Die Maschine muss man zu dem ge-

brauchen, was außerhalb des Dramas vorgeht.«⁵⁴ Es ist notwendig, dass die Maschine außerhalb des Dramas verbleibt. Der Grund hierfür ist einfach: Indem sie es berührt, schafft die Maschine das Drama ab. Sie verunmöglicht das Drama. Es gibt keine Tragödie, wenn die Maschine – in unserem Fall Google – sich zwischen dem anderen und mir platziert, zwischen Orestes und seiner Schwester, Ödipus und seinen Eltern, und zwischen uns, zwischen sie das transparent strahlende Licht des Zeichens schaltet: exakter Name und exaktes Wissen, die sichere Identifikation. Es gibt keine Tragödie mehr, wenn sich, durch die Maschine, die Undurchsichtigkeit der Wahrnehmung, ihre Schattenhaftigkeit, ihre Fehler und ihre Korrekturen, ihre geduldige Langmut, ihre Gewalt aufhebt – also: die ganze Erfahrung meines Leibes als Verfahrensweise meiner Wahrnehmung. Es gibt keine Tragödie mehr, wenn alles von vornherein gewusst ist – und unter Ausschluss der Wahrnehmung gelernt, außerhalb von ihr.

Das ist sicher noch lange nicht das Ende der Peripetie. Und die »Dichter« (der Drehbuchautorenteam) werden in der Lage sein, aus den technologischen Neuheiten neue, spannende Situationen herauszuholen; wo die Wahrnehmung nichts anderes mehr sein wird als ein Spiel (wie man absteigend von Plautus, Molière oder Kleist zur Posse geht). Aber so ist es das Ende der Erkenntnis als Drama. Das Ende dessen, was »erkennen« hieß. Aristoteles unterscheidet, im Kapitel XVI, verschiedene Arten der Erkenntnis. Es gibt zum Beispiel diejenige, die »durch die Erinnerung«⁵⁵ erfolgt, »wenn sich bei einem Anblick eine Empfindung regt, wie in den Kyprien des Dikaiogenes: denn als er das Bild sah, weinte er. Und in dem Apolog des Alkinoos; denn als er den Zitherspieler hörte und sich erinnerte, so weinte er; und so wurden beide wiedererkannt.«⁵⁶ Schon bald werden die Maschinen ebenfalls zu erkennen verstehen. Sicherlich werden sie nicht die Dinge, die Menschen und die Tiere erkennen, wie Aristoteles sagt, dass man es kann (die Arten der Erkenntnis des XVI. Kapitels: durch die Zeichen, mittels des Gedächtnisses oder des Rasonnements etc.). Und zwar, weil die Erkenntnis für die Maschinen niemals ein Ereignis darstellen wird – ein solches war es ohne Zweifel für die Menschen bei Alkinoos, die Odysseus wiedererkannten, als dieser zu weinen begann. Die

Erkenntnis der Maschinen ist strenggenommen keine echte Erkenntnis, da sie nicht das Ergebnis eines lebendigen Gedächtnisses ist, sie hat davon nur äußerliche Effekte – Wissenseffekte. Ein Beweis dafür ist, unter anderem, dass das Schluchzen des Odysseus – dieses Schluchzen, welches dem (Wieder)Erkennen der ihn umgebenden Menschen Vorschub leistet, es gar erst ermöglicht – im Gegenteil ein Hindernis für die Erkenntnis der Maschinen wird: Das Schluchzen wie auch das Lachen verformt das Gesicht und erschwert somit die Rechenprozesse. Die Erkenntnis der Maschine ist keine Erkenntnis, sondern das Resultat eines Rechenprozesses – gewaltige Such- und Gegenüberstellungsoperationen. Es ist nicht die Maschine, die erkennt, es ist nur die Maschine, die an Google gekoppelt zu blinken beginnt, wenn sie in ihm das Bild wiederfindet, das sie selbst vor Augen hat. Abgleich, Gegenüberstellung, Schnittmenge. Die Maschine vollbringt also keine wirkliche Erkenntnis – auch deshalb nicht, weil sie über kein »wirkliches« Gedächtnis verfügt. Aber nichtsdestotrotz: Der Effekt ist da – derselbe –, ebenso unerbittlich. Denn das Problem, wir haben es gesagt, ist nicht, ist nicht mehr, ist niemals gewesen, dass die Maschine auf diese Weise eine Macht über uns erhalten würde: Das Problem ist schlicht und ergreifend, dass sie unser Sichtfeld zerstört und verwüstet – sogar ohne selbst wirklich zu sehen. Die Maschine verheert mit ihren Namen unsere so fragile Sicht.

Es muss daher sorgfältig das, was man der Maschine schuldig ist (dem Computer, vor seiner Verbindung mit Google), davon unterschieden werden, was man Google verdankt bzw. schuldig ist (die Existenz einer digitalen Kopie der Welt). Denn es ist die Koppelung der Maschine an das Bild der Welt (Google), welche ihr das »(Wieder)Erkennen« ermöglicht. Und es ist diese Abgleich-Koppelung, die bald die Vernichtung ermöglichen wird ... nicht der Welt, nein! – *nur* – die Vernichtung unserer Sicht! Das Versperren, die Vereitelung jedes echten Blickes.

*

Wohlbemerkt scannt man nicht einfach nur unsere Köpfe, sondern auch die Tiere, die Straßen, die Städte, die Felder, die Innenräume etc. »Es gibt aber auch andere Wiedererkennungen. Denn, wie gesagt, bisweilen kommt es bei leblosen und zufälligen Dingen vor.«⁵⁷

All das, was wir heute digitalisieren lassen, all das, was wir heute digitalisieren und einströmen lassen in Google, in das Bild der Welt, wird später, wenn die Technik gekommen sein wird, durch die Maschine erkannt und benannt werden können. Die Maschine erkennt niemals mehr als das, was wir von der Welt kopiert haben und kopiert haben lassen werden. Aber vielleicht wird alles einstweilen kopiert sein werden und fortwährend simultan kopiert werden.

Wenn wir sagen, dass es »das Ende der Tragödie« ist, ist dieses Verschwinden vielleicht nicht allzu tragisch. Man könnte sich darüber freuen, dass Ödipus schlussendlich seinem Schicksal zu entschlüpfen vermag. Die hier vertriebene Tragik wird ganz sicher anderswo wieder ungebeten erscheinen. Es ist nicht an uns, zu sagen, wo genau. Davon wissen wir nichts. Nur eines ist sicher: Wir bereiten uns darauf vor, eine Art und Weise, in der Welt zu leben, zu verlassen, und auf eine Weise zu *sehen*, die uns via Aristoteles mit den ersten Menschen verband.

Wir sagen an dieser Stelle nicht und wollen nicht sagen, ob dies ein großes Übel ist, das da im Kommen begriffen ist oder ein großes Gut, eine große Indifferenz ... Wir versuchen nur zu errahnen; das ein wenig zu erspähen, was sich ereignet, das, was kommen könnte ... auf dass der kolossale Schock, der plötzlich eintreten wird, uns nicht zu sehr überraschen und erschüttern möge. Wir wissen, dass er uns trotzdem nicht umso weniger erschüttern wird. Wir sagen dies nur, um etwas gesagt zu haben. Was suchten wir also? Ehrlich gesagt: nichts, das verzweifeln ließe; nichts, was dem menschlichen Masochismus schmeichelt.⁵⁸ Tatsächlich wollten wir nur etwas wie eine Art Lob des Sehens anfertigen; das ist alles. Ein Lob des Sehens, welches das unsere ist, bevor es vielleicht verschwindet; und durch eine andere Art und Weise ersetzt wird. Hiervor, kurz davor, schreiben wir für es die vorliegende Lobeshymne.

*

Nun erscheint ein Ding niemals mehr allein. Sich gebend trägt es einen Namen bei sich, von jemand anderem als mir gegeben, darunter angeschirrt, und zusätzlich zu seinem Namen wird es die Last (dies staffiert es gleichfalls, zweifach, vierfach aus) allen über es angehäuften Wissens tragen – in Google verfügbar. Google stellt also nicht das Problem einer *virtuellen* Welt dar, sondern dasjenige einer *realen* Welt, die – herabgewürdigt – unmittelbares Wissen geworden ist. Google wird mit ihren Namen die Dinge dieser Welt bedecken. Und die Welt wird nicht mehr anders erscheinen, denn ausgestaffiert, beladen, eingeschirrt, geschlossen, aufgeputzt, umhüllt.⁵⁹ Dass die Maschinen eines Tages zu sprechen, zu laufen und den Hanswurst zu spielen beginnen werden, wird – obwohl ohne Zweifel spektakulär – äußerst nebensächlich sein, im Hinblick auf den deutlich näheren und deutlich unspektakulärereren Moment, in dem sie durch Google die Macht – wenngleich diese stumm, taub, blind ist und aus nichts als Vergleichs-, Abgleichs- und Ausleseoperationen besteht – erhalten werden, die Objekte, die Tiere und die Bewohner der Welt zu erkennen und zu (be)nennen. Diese Macht bedroht nicht die unsere. Sie bedroht ausschließlich das, was viel fragiler ist als sie, und weniger wehrhaft, um so viel schemenhafter und zugleich schutzlos: unser Sehen.

*

Dieses wird das Ende der Erfahrung sein. Dieses wird das Ende der Tragödie sein. Ödipus wird seine Augen retten. Man kann sich freuen, dass Ödipus seinem Schicksal entkommt und seine Augen rettet. Aber er wird sie nur retten, indem er sein Augenlicht opfert – dasjenige, was ungewiss war und unter der blendenden Sonne abgeleitet, dasjenige, was lebend war und so zeitaufwendig wie gewalttätig, dasjenige, was bewirkte, dass es »Dinge« gab und »Andere« ...

**NACHWORT ZUR
DEUTSCHEN ÜBERSETZUNG**

Frédéric Metz
Berlin, Oktober 2016

»Ist nicht die Quintessenz der Erfahrung: erfahren, wie höchst schwierig Vieles zu erfahren ist, das doch anscheinend sich in wenig Worten sagen ließe.«¹

Walter Benjamin, *Zum Bilde Prousts*

I.

VOIR SANS AVOIR JAMAIS VU – SEHEN, OHNE JE GESEHEN ZU HABEN

»Oh, die Geschichte ist sehr alt ... Ich war damals vierzehn oder fünfzehn Jahre. Wir waren am Ende der Ferien abgereist, Mama und ich, um Daniel in Tréport zu treffen. Er hatte uns geschrieben, wir sollten – ich weiß nicht mehr, an welcher Station aussteigen, und er war mit einem Wagen da, um uns abzuholen. Damit ich nicht allmählich das Meer zu sehen bekäme, von jeder Wegbiegung aus ein Stückchen davon, hatte er mir die Augen verbunden ... Dumm im Grunde, was? ... Dann plötzlich hat er mich aus dem Wagen steigen lassen und mich an der Hand geführt. Ich stolperte bei jedem Schritt. Ich fühlte, wie mir ein Sturm über das Gesicht fegte, ich hörte ein Pfeifen und Brüllen, einen höllischen Lärm. Ich war halbtot vor Angst und flehte Daniel an, mich freizulassen. Endlich, als wir auf dem höchsten Punkt der Klippe angekommen waren, ist er, ohne ein Wort zu sagen, hinter mich getreten und hat die Binde gelöst. Da sah ich also das Meer: das entfesselte Meer zwischen Felsen, fast senkrecht unter mir, das Meer rings um mich her, so weit das Auge reichte. Der Atem stockte mir, ich fiel in Daniels Arme. Ich kam erst ein paar Minuten später wieder zu mir. Da habe ich geschluchzt, geschluchzt ... Man hat mich nach Hause schaffen und zu Bett bringen müssen, ich habe Fieber gehabt. Mama war sehr ärgerlich. Aber jetzt, verstehen Sie, bedauere ich es nicht. Ich glaube, ich kenne das Meer jetzt sehr gut.«²

II.

EIN ORT FÜR DAS ERSCHEINEN

»Es ist immer zugleich vollständig anwesend und abwesend. Es ist ganz in einer Struktur des Sichtbaren gefangen, einer Struktur, in der man alles sieht und alles gesehen wird, und in der es daher keinen Ort mehr für das Erscheinen [*apparence*] gibt. [...] Die Herrschaft des All-Sichtbaren, der unaufhörlichen Repräsentation für

alle und jeden eines von seinem Bild untrennbaren Wirklichen, ist nicht die Befreiung der Erscheinung. Sie ist im Gegenteil ihr Verlust. Die Welt der vollständigen Sichtbarkeit gestaltet ein Wirkliches, wo das Erscheinen keinen Ort hat, zu erscheinen und ihre Wirkungen der Verdoppelung und Teilung zu erzeugen. In der Tat ist das Erscheinen [...] nicht das, was die Wirklichkeit verdeckt, sondern was sie verdoppelt [...].«³

III.

SACHFREMD UMGEHEN. SCH

»Immer wieder fällt das auf: nie schildert Sch das charakteristische Gepräge, nie den Strukturaufbau eines Dinges, und nie hört man ihn sprechen über das Gesicht eines Menschen. Einmal befragt, wie denn ein ihm bekannter Arzt im Gesicht aussähe, tat Sch den charakteristischen Ausspruch: ›*Allgemein! Wie so Farbengesicht ist!*«⁴

Als mir im Mai 2016 Christian Ernst Weißgerber schrieb, er befasse sich nun mit der für die Publikation dieses Buches erforderlichen Übersetzungsarbeit, war ich selber, in Vorbereitung eines Buches, das noch nicht existiert, mit allerlei Lektüren von Texten über »Sch« – Gelbs und Goldsteins Seelenblindem – beschäftigt. Es gab ein Echo: *Die Augen des Ödipus* waren von der Idee eines *blinden* Erkennens der Welt durch die Maschine ausgegangen. Während der ausführlichen Auseinandersetzung mit der Literatur über den Fall »Sch« fiel mir auf, dass dieser auf ein genauso blindes Erfahren der Welt – auch wenn er *sah* – angewiesen war. »Wie mag sich Sch vor gewöhnlichen Umweltdingen verhalten, die ihm nur Farbeneindrücke geben? Wie ›erkennt‹ Sch beispielsweise ein gewöhnliches rotes Buch, das vor ihm auf dem Tisch liegt? Wo wir ein ›Buch‹ sehen, sieht Sch: ›Etwas Rotes.«⁵ Sch, so Gelb und Goldstein, erhält nur noch Farbeneindrücke, gestaltlose. Erst durch das Nachfahren der Umrisse ist er imstande, ein gewöhnliches Umweltding zu erkennen. So fährt er motorisch – mit Zeigefinger oder durch

Kopfbewegungen – den Konturen des Gegenstandes nach. Sch's »Erkennen«, so Steinfeld, »beruht auf der Ausbildung ausgezeichneter Umwegsleistungen«⁶: wie das Erkennen der Maschine auch, das in *Die Augen des Ödipus* beschrieben wurde.⁷ Denn die Maschine »erkennt« im strengen Sinne des Wortes das Ding nicht. Sie erreicht dennoch – durch Umwegsleistungen – den »äußeren Effekt« eines Erkennens. »Verlangt man von Sch durch Fragen Erkennungsleistungen, so gehört ihm der Effekt nur auf mannigfachen »Hilfswegen«. [...] Darin ist Sch Meister.«⁸ Blind erreicht die Maschine durch solche »Umwegsleistungen« und durch Rückgriff auf »sachfremde Kriterien« den Effekt des Sehens⁹ – genauso gut, eigentlich besser noch: Deshalb erkennt, wie in *Die Augen des Ödipus* behauptet, die Maschine die Mutter des Sohnes sicherer als dieser.¹⁰ Das blinde Sehen kann wohl, was das Erkennen und Benennen angeht, effizienter sein als das Sehen mit den Augen. Das gilt übrigens für das Rechnen auch. Denn genauso wie die Maschine und Sch den Effekt des Sehens und Erkennens durch Umwegsleistungen erreichen, erreichen sie beide, ohne Zahlbegriff zwar, aber auf einer nicht weniger effizienten Art, den äußeren Effekt des Rechnens. Sch, so Gelb, verrechne sich fast nie. Sachfremd umzugehen, d. h. mit *einer Sache fremden Kriterien*¹¹ an der Sache zu hantieren, ist wesentlich sicherer. Physiognomie, Gestalt, Ähnlichkeit konnten manchmal das menschliche Auge täuschen (Helena, Menelaos). Es geht darum, mit den Dingen der Welt umzugehen, den Blick auf sie zu erheben, als hätten sie keine Physiognomie, keine Gestalt – kein Gesicht.¹²

»[Sch] hat bspw. keinen Zahlbegriff mehr, und dennoch erzielt er äußere Effekte, die ein Rechnen vortäuschen. Wenn man den Kranken fragt, was mehr ist, 7 oder 4, dann beginnt er die Zahlenreihe aufzusagen »1, 2, 3, 4« und sagt jetzt: »7 ist mehr, denn das kommt später; bisher ist es noch nicht vorgekommen«. Der Kranke kommt so zu einer faktisch richtigen Antwort ohne Einsicht in die Größenverhältnisse; diese richtige Antwort ist eine »blinde«. [...] Die näheren Untersuchungen eines unserer Mitarbeiter haben gezeigt, dass der Kranke in der Tat überhaupt keine Zahlenvorstellung hat und trotzdem schriftlich

›rechnen‹ kann, indem er wieder Worte und Sprache als Schablone ausnutzt. [...] Wenigstens ein Beispiel! Frage: ›Wieviel ist 6 und 3 zusammen? Addieren Sie mal. Der Patient zählte nun an den Fingern ab ›1, 2, 3, 4, 5, 6‹ – erster Summand; dieser wurde mit den Fingern auf dem Tische festgehalten, darauf weitergezählt an den Fingern ›1, 2, 3‹, und auch das wieder auf dem Tisch festgelegt. Jetzt zählte der Kranke vom Anfang seiner festgelegten Finger an durch bis zum neunten Finger und kam so zum Worte ›neun‹. Das ist kein echtes Fingerrechnen! Hier läuft eine sprachliche Zahlenreihe ab – 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 –, und mit diesem Sich-Abspulen der sprachlichen Reihe operiert dieser Mensch auch, wenn er schriftlich zu multiplizieren oder zu addieren hat. Soll der Patient etwa eine vierstellige Zahl mit einer anderen vierstelligen Zahl multiplizieren, so bringt er auf seine Weise eine Stunde und länger damit zu. Aber bei seinem Wege ›verrechnet‹ er sich fast nie; er ›verrechnet‹ sich nicht, weil er gar nicht ›rechnet‹. [...] Diese Resultate müssen uns philosophisch-anthropologisch bedenklich stimmen, denn solche dem äußeren Effekte nach richtigen, aber sachlich uneinsichtigen Leistungen kennt nur der Mensch. Auch der Gesunde benutzt in Fällen, wo Einsicht fehlt, oft sachfremde Kriterien [...]. Ein Tier leistet gewiss unvergleichlich weniger als ein Mensch, aber weder ein dürftig, noch ein reicher organisiertes Tier ist jemals im Stande, sachfremde Kriterien für sein Verhalten auszunützen. [...] [Der Mensch] kann neben höchster Einsicht auch ›blinde‹ Resultate erzielen, lediglich äußerliche Effekte – oft recht brauchbarer Art – auf technisch ›raffiniertem‹, aber einsichtslosem Wege. Die Konsequenzen für Erkenntnislehre und Metaphysik müssen hier beiseite bleiben.«¹³

ENDNOTEN

Vorwort

1 Vgl. G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes* (Gesammelte Werke, Bd. 3), 35.

2 <https://www.yahoo.com/tech/google-photos-mislabeled-two-black-americans-as-122793782784.html>, letzter Aufruf: 14.12.2016.

3 <http://www.campaignlive.co.uk/article/1356445/tumblrs-latest-deal-lets-brands-scan-blogs-logos>, letzter Aufruf: 22.12.2016.

Haupttext

1 (v. 4286–4293) *Der Percevalroman oder Die Erzählung vom Gral* (trad. F. Olef-Krafft, Stuttgart, Reclam 1991, 241. Übersetzung verändert).

2 (v. 384–386) *Die Eumeniden* (trad. J. J. C. Donner, Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung 1854).

3 »Der Zeit nach geht also keine Erkenntnis in uns vor der Erfahrung vorher, und mit dieser fängt alle an.« I. Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011, 45/B1.

4 Die Maschine ist zur Gegenwart verurteilt. Ihr Gedächtnis kann kein wirkliches Gedächtnis der Vergangenheit sein; sie ist nur das Resultat eines gegenwärtigen Gegenüberstellungsmechanismus, der, wenn nötig, unendlich oft wiederholt werden kann; sie erfolgt in dieser Gegenwart, die immer wieder von vorne beginnt. »Es gibt, sagten wir, zwei zutiefst verschiedene Gedächtnisse: Das eine, im Organismus fixiert, ist nichts anderes als das Gesamt der intelligent eingerichteten Mechanismen, die eine passende Antwort auf die verschiedenen möglichen Anfragen gewährleisten. [...] Das andere ist das wahre Gedächtnis. Dem Bewußtsein koextensiv behält es und reiht es unsre Zustände, während sie sich ereignen, einen nach dem anderen auf, wobei es jeder Tatsache ihren Platz belässt und sie folglich mit ihrem Datum kennzeichnet. Dabei bewegt es sich wirklich in der definitiven Vergangenheit und nicht, wie das erste, in einer unaufhörlich von neuem beginnenden Gegenwart.« H. Bergson, *Materie und Gedächtnis*, Hamburg, Meiner 2015, 191–192.

5 »Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und teils von selbst Vorstellungen bewirken, teils unsere Verstandestätigkeit in Bewegung bringen, diese zu vergleichen, sie zu verknüpfen oder zu trennen, und so den rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt?« I. Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011, 45/B1.

6 A. Leroi-Gourhan, *Hand und Wort*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1980, 324.

7 Ebd. 326.

8 Ebd.

9 Ebd. Übersetzung verändert.

10 Ebd. 328.

11 Ebd.

12 Ebd. 330.

13 Ebd. 328. Übersetzung verändert.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd. 326.

17 Ebd. 329. Übersetzung verändert.

18 Ebd. 326.

19 Ebd. 331.

20 Ebd. 322.

21 Ebd. 329.

22 Denn das mechanische Gedächtnis konkurriert in Wirklichkeit nicht mit dem menschlichen, lebendigen Gedächtnis; es konkurriert nur mit »den [Gegenüberstellungs- und] Vergleichsmöglichkeiten des Gehirns« (ebd. 330f.). Leroi-Gourhan stellt nicht zuletzt die Konsequenzen der Regression der Hand in der Ästhetik und der Kunst seines Jahrhunderts fest, nämlich in der Wahrnehmung des Realen selbst. Folglich versuchte er zu »zeigen, dass die Störung des manuellen Gleichgewichts jenes Band, das zwischen der Sprache und dem ästhetischen Bild der Realität bestand, bereits teilweise zerrissen hat [...] [und] die nicht-figurative Kunst durchaus nicht zufällig mit einer »entmanualisierten« Technizität zusammenfällt« (ebd. 320). Man muss sich darauf gefasst machen, dass die Exteriorisierung des Gedächtnisses, wie sie durch Google bevorsteht, ihrerseits einen Chock der Ästhetik herbeiführen wird. Es sind nur die ersten Wogen dieses Chocks, die wir in den Zeilen dieses Textes spüren und spürbar zu machen versuchen; denn es sind bisher nur die allerersten Anzeichen der allerersten Vorbeben, die an der Oberfläche noch von viel Getöse überdeckt werden [Anm. d. Ü.: Zum Begriff des Chocks vgl. W. Benjamin, *Über einige Motive bei Baudelaire* (= Gesammelte Schriften, Bd. I.2, 605–654)].

23 (v. 224) *Choephoren* (trad. D. Ebener, Berlin und Weimar, Aufbau-Verlag 1976, 218).

24 (v. 384–386) *Die Eumeniden* (trad. J. J. C. Donner, Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung 1854).

25 Aristoteles, *Poetik*, 1452 b 1–2 (trad. M. Fuhrmann, Stuttgart, Reclam 1982,

35).

26 Ebd. 1452 a 30–32.

27 Ebd. 1452 a 32–34. Übersetzung verändert.

28 »CHRYSOTHEMIS. Und ging nun Schritt für Schritt zum Grab. Ganz oben, sieht, / Liegt eine Locke: jung das Haar und frisch der Schnitt. / Der Anblick trifft mich tief ins Herz, erweckt im Nu / Das still gehegte Bild des Liebsten auf der Welt, / Orests, und ich erkenne: dies ist der Beweis. / Fest faß ich den. [...] / jähe Freude macht mein Auge tränenfeucht ...« (Sophokles, *Elektra*, v. 900–905 trad. R. Schottländer, Berlin und Weimar, Aufbau-Verlag 1966, 299–300) [Zur deutschen Übersetzung des Buches vom Autor hinzugefügte Anmerkung. Oktober 2016].

29 »HELENA (zu Menelaos) Schau! Was bedarf's noch? Kann ein Zeugnis klarer sein? / [...] Wer anders kann dich's lehren, als dein eigener Blick?« (Euripides, *Helena*, v. 578 und v. 580 (trad. von Donner, Leipzig und Heidelberg, [C. F.] Winter'sche Verlagshandlung 1859, Bd. 1, 158) [Zur deutschen Übersetzung des Buches vom Autoren hinzugefügte Anmerkung. Oktober 2016].

30 Siehe Hölderlins Gedicht *Die Jugend*: »Da ich ein Knabe war, / Rettet' ein Gott mich oft / Vom Geschrei und der Rute der Menschen, / Da spielt' ich sicher und gut / Mit den Blumen des Hains, / Und die Läuftchen des Himmels / Spielten mit mir. / [...] O all ihr treuen / Freundlichen Götter! / Daß ihr wüßtet, / Wie euch meine Seele geliebt! / Zwar damals rief ich noch nicht / Euch mit Namen, auch ihr / Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen, / Als kennten sie sich. / Doch kannt' ich euch besser, / Als ich je die Menschen gekannt, / Ich verstand die Stille des Aethers, / Der Menschen Worte verstand ich nie. / Im Arme der Götter wuchs ich groß.« F. Hölderlin, *Die Jugend* (= Sämtliche Werke, Bd. I.1, 266f.).

31 W. Benjamin, *Über einige Motive bei Baudelaire*, 644. Das ist eine der Definitionen der Aura, die Walter Benjamin in *Über einige Motive bei Baudelaire* gibt.

32 Ebd. 647.

33 Es ist, als ob Google in der Tat eine zugleich großartige und übertriebene Karikatur dieser zunächst subtilen, gehaltenen, Erscheinungen produziert hat, die Benjamin in seiner Epoche festzustellen und zu (be)denken hatte. Deshalb findet sich sogar noch der Text über die Sprache von 1916 – so mysteriös, so biblisch – durch das künftige Google in einem neuen Lichte beleuchtet – in einer neuen, ein wenig beunruhigenden Klarheit: *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen* (= Gesammelte Schriften, Bd. II.1, 140–157).

34 W. Benjamin, *Über einige Motive bei Baudelaire*, 648.

35 Ebd. 649f.

36 Ebd. 609.

37 Ebd. 645.

38 M. Merleau-Ponty, *Die Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin, De Gruyter 2011, 414. Übersetzung verändert.

39 Anm. d. Ü.: Im Französischen hier »le renseignement«, bedeutet neben »Auskunft« auch »Geheimdienst«. Eine Doppeldeutigkeit, die sich so nicht im Deutschen wiedergeben lässt.

40 Anm. d. Ü.: Digitale Dating-Apps wie Badoo verwenden in der Tat bereits seit einiger Zeit derartige Technologien – was vor einem halben Jahrzehnt vielleicht einigen noch spektakulär anmutete, ist heute für nicht wenige bereits in die alltäglichen Interaktionsmechanismen mit ihrer Umwelt integriert.

41 Exodus 33 -17 (Lutherbibel 1984).

42 Jesaja 43 -1 (Lutherbibel 1984).

43 »Ein einzigartiges Merkmal der Spezies Mensch [...], die sich periodisch einer Spezialisierung ihrer Organe, durch die sie endgültig festgelegt würde«, entzieht (A. Leroi-Gourhan, *Hand und Wort*, 307f.). »[A]ber alles bleibt für ihn disponibel, wenn er sein Gedächtnis in Büchern weitergibt, seine Kraft mittels des Ochsen vervielfacht oder seinen Faustschlag in dem des Hammers verstärkt.« (ebd. 308. Übersetzung verändert).

44 Ebd. 295.

45 Ebd. 302.

46 Ebd. 285.

47 Ebd. 312.

48 Ebd. 337.

49 Aristoteles, *Poetik*, 1455b 8–9 (Anm. d. Ü.: Hier orientiere ich mich an der Übersetzung von Walz, vgl. <http://www.gottwein.de/Grie/aristot/aristpoet01.php>; letzter Aufruf: 28.10.2016).

50 Aristoteles, *Poetik*, 1452 b 3–6 (Übersetzung nach Fuhrmann 35ff.).

51 »MENE LAOS Noch nie sah ich ein Weib von solcher Ähnlichkeit. / HELENA Ihr Götter! Ja, im Wiedersehen wirkt ein Gott!« (Euripides, *Helena*, v. 557–560, übersetzt von D. Ebener, Berlin und Weimar, Aufbau-Verlag 1979, 127) [Zur deutschen Übersetzung des Buches vom Autoren hinzugefügte Anmerkung. Oktober 2016].

52 M. Merleau-Ponty, *Die Phänomenologie der Wahrnehmung*, 5.

53 Aristoteles, *Poetik*, 1454 a 36–1454 b 1 (auch hier an Walz orientiert).

54 Ebd. 1454 b 3 (Übersetzung ebenfalls an Walz angelehnt).

55 Ebd. 1454 b 37 (Übersetzung nach Walz).

56 Ebd. 1455 a 1–4 (Übersetzung an Walz orientiert).

57 Vgl. ebd. 1452 a 34–36.

58 »Die Rätsel des Lebens«, sagte er [id est Lesabéndio] mit harter Stimme und nach oben gerichtetem Gesicht, »kann man wohl sehr ernst nehmen. [...] Man kann sie auch mal sehr lustig nehmen. Dadurch werden sie ganz bestimmt nicht unbedeutender. Es ist wohl nicht nötig, immer sehr ernst zu sein. Und grade, wenn man Abschied nimmt von alten Zuständen, dann könnte man wohl ganz besonders lustig sein. Jedenfalls wird die Veränderung der Lebensform doch einige Rätsel lösen. Und das kann uns doch ganz heiter stimmen. Man könnte sogar lachen, daß man so voll Bangen ist – da man nicht weiß, wie es kommen wird – ob es enden wird oder nicht. Daß man das nicht weiß – das ist doch nicht traurig. Man könnte darüber auch lachen« (P. Scheerbart, *Lesabéndio*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1986, 139) [Zur deutschen Übersetzung des Buches vom Autoren hinzugefügte Anmerkung. Oktober 2016].

59 Man sollte nicht glauben, dass wir hier notwendigerweise von hochentwickelten zukünftigen Gadgets sprechen, bionische Kopfhörer, Brillen oder Helme für Fußgänger in Menschenmengen, dank derer tatsächlich die Namen der Dinge uns bald als Einblendung in unserem Sichtfeld erscheinen werden (und es wird alsdann, des Leibes beraubt, in der Tat »Bildschirm« werden, also schlussendlich: ein Bild). Nein, das, was wir da sagen, gilt gleichfalls ebenso schon vor diesem letzten Umbruch: Das Wissen über eine Sache kann wohl unsichtbar bleiben, im Hintergrund; es verändert doch immer schon die Wahrnehmung des Gegenstandes. Wir sprechen hier deshalb nicht, oder nicht nur, von einer wirklichen Überlagerung des Sichtbaren – sondern von seiner Überlagerung durch das Wissen, gleich schweigsam, gleich diskret, eine inwendig verminte Überlagerung.

Nachwort zur deutschen Übersetzung

1 W. Benjamin, *Zum Bilde Prousts* (= Gesammelte Schriften, Bd. II.1), 317.

2 R. Martin du Gard, *Die Thibaults*, Buch III, Sommerliche Tage, Wien und Hamburg, Paul Zsolnay, 1928, 369; Jenny zu Jacques.

3 J. Rancière, *Das Unvernehmen*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 2002, 112–114.

4 W. Hochheimer, *Analyse eines »Seelenblinden« von der Sprache aus. Ein Beitrag zur Frage nach der Bedeutung der Sprache für das Verhalten zur Umwelt*, am 15. Dezember 1930 an der Universität Frankfurt am Main verteidigte Dissertation, hrsg.: Berlin, Julius Springer 1932, 26. / Mein Dank gilt T. Kleinert für die Korrektur meines Deutschen in diesem Nachwort.

5 Ebd. 49.

6 J. Steinfeld, *Ein Beitrag zur Sexualfunktion*, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Band 107, Hefte Nr. 1 und 2, Julius Springer 1927, 174.

7 Die 2002 in München von Prof. Dr. G. Goldenberg erhobenen Einwände gegen den Fall Sch (»*Er ist ein interessanter Kasus, er kriegt Zulage ...*«) kennen wir. Sie scheinen uns aber nicht überzeugend, vor allem, da sie die Antwort ignorieren, die Goldstein selber 1956 – übrigens nach einem allerletzten Besuch bei Sch im Homburger Sanitarium im Sommer 1953 – auf die Anschuldigungen von E. Bay und R. Jung (Goldbergs Quellen) gab. »Für den Außenstehenden ergibt sich aus diesen Beispielen die eindringliche *Warnung, aus Leistungseffekten eines Menschen voreilige Schlüsse über den Weg zu diesen Leistungen zu ziehen.*« (W. Hochheimer, *Analyse eines »Seelenblinden« von der Sprache aus*, 43)

8 Ebd. 68.

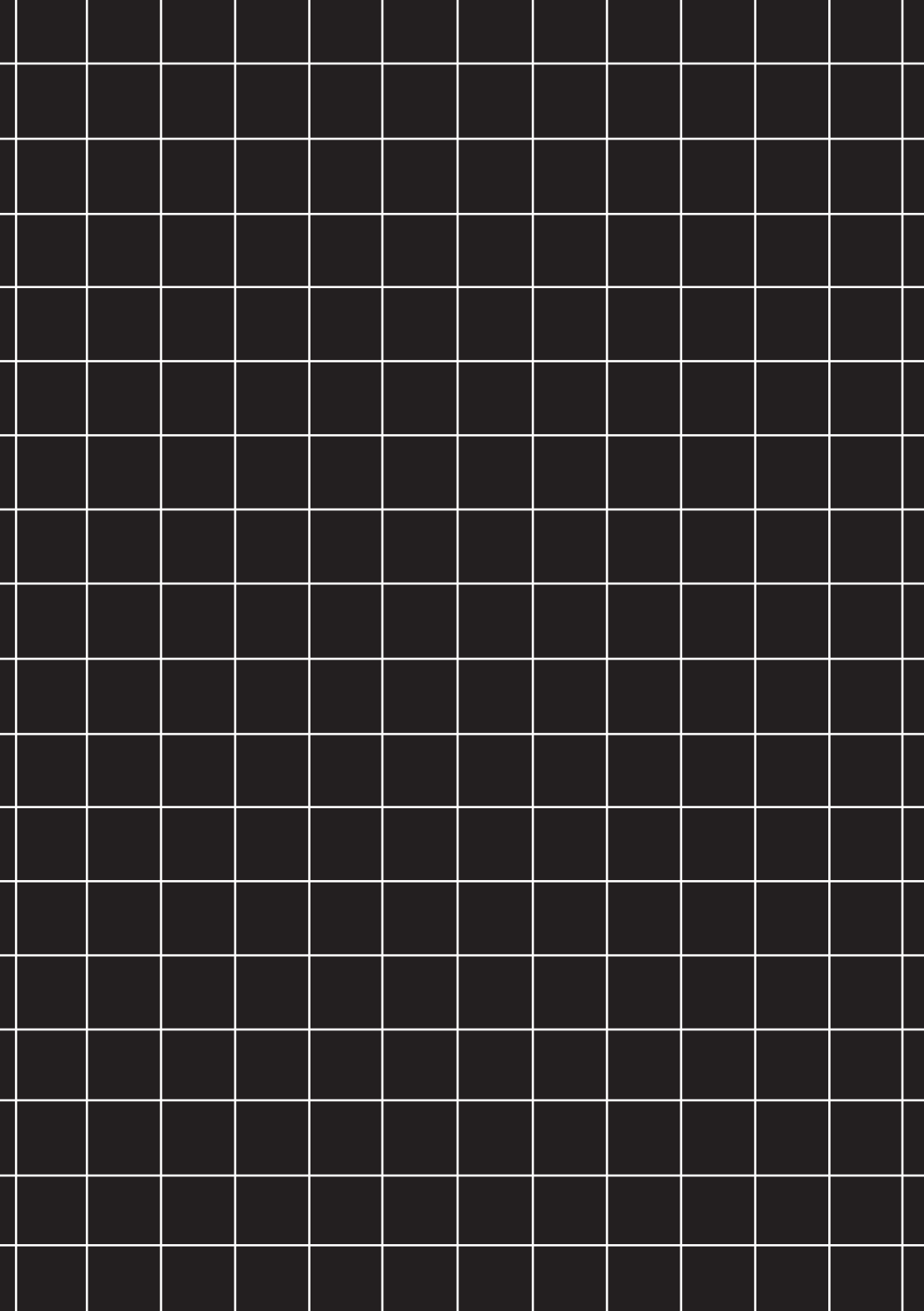
9 »(15. VI. 1930) VL in einem dem Bild abgelegenen Zimmer: »Da drüben hängt doch jetzt ein neues Bild? Wer ist das denn?« / SCH: »Ja, ja, das ist der Professor Go.« / VL: »Haben Sie das gleich erkannt?« / SCH: »Na, jetzt weiß ich.« / VL: »Haben Sie das gefunden?« / SCH: »Das hat mir erst jemand gesagt.« / VL: »Finden Sie ihn ähnlich?« / SCH: »Diese Frage, »ob das Professor Go is«, is *das*. Aber die Frage, ist er *ähnlich*, da hat man kein Gegenstück, was unähnlich ist. Da kann man so nix sage.« (Ebd. 52, VL = Versuchsleiter, W. Hochheimer; Go. = Goldstein)

10 »(27. V. 1929) VL: »Wissen Sie noch, wie Ihre Eltern aussahen?« / SCH: »Wenn ich sie auf der Straße treffe, erkenne ich sie. *Innerlich vorstellen kann man sich das Aussehen nicht!*« Sch erlebt in der ihn real, d. h. nicht nur gedanklich angehenden Situation. Er »erkennt«, oder besser »errät« seine Eltern in der »echten« Begegnung (wie, mag später klar werden). Pat. »stellt sich nichts vor«, was nicht vorliegt.« (Ebd. 34–35, VL = Versuchsleiter, W. Hochheimer)

11 Heute (am 5. Dezember 2016, 13 Uhr 22) gibt die Übersetzungs-Internetseite »Leo.org« zu diesem Wort diese einzige, sehr interessante Entsprechung in Richtung Französisch an: »sachfremd: sans rapport«.

12 »SCH: Wenn man anfängt, nachzufahren, kommt gleich ein M raus! Ein Gesicht ist in einem Zug! Aber das hier ist getrennt. Das könnt ein U sein. L. Zum Gesicht kann es nicht kommen.« (J. Steinfeld, *Ein Beitrag zur Sexualfunktion*, 45)

13 A. Gelb, *Zur medizinischen Psychologie und philosophischen Anthropologie*, in: Acta Psychologica, Den Haag, Nijhoff 1937, Band 3, 36–37; wiedererschienen: Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1969.



Dieses Buch wurde in einer kleinen Auflage gedruckt und wird nicht kommerziell vertrieben.

Wir hoffen, dass es trotzdem möglichst viele Menschen erreicht. Verschenke und gib das Buch gerne weiter, wenn Du uns dabei helfen möchtest!

Obwohl alle Mitglieder unseres Vereins unbezahlt arbeiten, sind manche Ausgaben nicht zu vermeiden. Dazu gehören zum Beispiel Druck- und Versandkosten, weshalb wir auf Unterstützung angewiesen sind.

Wir freuen uns über jede Spende: devians.de/support

LES YEUX D'ŒDIPE

Quand le google, face au monde, saura voir
et nommer

9

